

Rede

beim Austritt des Prorektors

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität

Erlangen

am 4. November 1867 gehalten

von

D. Heinrich Schmid,

ord. Professor der Theologie, d. 3. Prorektor.

U. W. W. W.
K. W. W.
Alte W. W.
W. W.

*[Nichtige Aufzeichnungen
in der Universität]*



*Räumen mich Paulsen
gehört...*

Akt. Febr. 1868

Erlangen,

Druck der C. S. Kunstmann'schen Universitäts-Buchdruckerei.

1867.

US ER 9

1867, Prov. S. v.

Erhalt.

Collegen! Commilitonen!

Hochgeehrte Versammlung!

Wir leben in einer Zeit, in der das Neueste schnell alt wird, und in einer Zeit, die geneigt ist, das Alte darum anzufechten, weil es alt ist. Diese Neigung kann ausarten in Pietätslosigkeit, aber sie muß es nicht, und sie ist nicht unbedingt zu schelten, sie kann auch eine gute Wurzel haben und sie hat dieselbe. Sie geht von der Erfahrung aus, daß Vorliebe gegen das Alte gern ihren Grund in der Trägheit hat, Trägheit haßt aber unsere Zeit, es sei ihr zum Lob nachgesagt, mehr als alles. Diese Neigung wurzelt zugleich in der Erkenntniß, daß wir in einer Zeit leben, die sich nach vielen Seiten hin ausgelebt hat und die neue Grundlagen braucht. Und es ist wiederum eine Tugend unserer Zeit, daß sie guten ernstern Willen hat, Hand anzulegen an den Neubau. Bei solcher Richtung und solchem Streben läuft dann freilich auch manche Ungerechtigkeit gegen das Alte mit unter, und es wird der Eine oder Andere neuerungssüchtig. Das nehmen wir nicht in Schutz, aber erachten es für den nothwendigen Tribut der Schwäche, den wir Menschenkinder bei allen unseren noch so gut gemeinten Bestrebungen zu zollen haben. Und wie es sich damit verhalten mag, es führt seinen Nutzen mit sich: es nöthigt uns, auf unserer Hut zu sein, daß wir nicht gedankenlos dahin gehen, als dürften wir ganz sicher sein, uns auf dem rechten Weg zu befinden.

Mache ich davon die Anwendung auf die Universitäten!

Hier haben wir es mit einem Institut zu thun, das bis in das Mittelalter zurückgeht. Grund genug für unsere Zeit, dasselbe mit mißtrauischen Augen anzusehen. Nahe liegt ja da in der That die Frage, wie es sich denn auch nur erwarten lasse, daß ein Institut, das aus einer Zeit stammt, deren Bedürfnisse so vielfach andere waren als die der heutigen Zeit, dieser genügen könne? Es wird den Universitäten nur zu gut kommen, wenn sie durch solches Mißtrauen sich antreiben lassen, eine erneute Selbstprüfung vorzunehmen. Je ernster sie es mit dieser nehmen, je mehr sie aus dieser

Selbstprüfung mit gutem Gewissen hervorgehen und sich das Zeugniß geben dürfen, daß sie die gerechten Forderungen der Neuzeit wirklich befriedigen, desto mehr haben sie dann auch ein Recht, Anforderungen abzulehnen, welche mit ihrem Wesen sich nicht vertragen.

An solchen fehlt es nicht. Unsere Zeit müßte nicht neben ihren Lichtseiten auch die Schattenseiten haben, die ich schon angedeutet habe, ich meine die, in ihrem Mißtrauen gegen ein Institut darum weil es ein altes ist zu weit zu gehen, und in Unterschätzung dessen, was dieses Institut leistet, Forderungen an dasselbe zu stellen, welche es nicht erfüllen kann, ohne seinem Wesen untreu zu werden. Daß wir aber gegen solche uns mit aller Entschiedenheit erklärten, wird Niemand tadeln wollen: denn je gerechter unser Stolz ist auf ein Institut, das seit mehr als einem halben Jahrtausend sich frisch erhalten und wesentlich mitgewirkt hat, die deutsche Nation auf die geistige Höhe zu führen, auf der sie steht, desto ängstlicher müssen wir auch darauf bedacht sein, das von ihm fern zu halten, was es nicht in sich aufnehmen könnte, ohne das daran zu geben oder doch zu beeinträchtigen, was wir als sein Bestes und Eigenthümlichstes zu betrachten berechtigt sind.

Nach dieser Einleitung könnten Sie, meine Herrn, fürchten, daß ich ein sehr breites Thema zum Gegenstand meiner Rede gewählt habe. Eine Selbstprüfung und eine Abwehr falscher Anforderungen. Wer kann beides in engen Raum zusammenfassen? Und ich weiß dann nicht, was Sie mehr fürchten, daß ich diese Gegenstände mit der Gründlichkeit erörtere, welche sie fordern, oder daß ich, um Ihre Aufmerksamkeit nicht zu lang in Anspruch zu nehmen, diese Gegenstände oberflächlich behandle.

Fürchten Sie weder das Eine noch das Andere!

Durch diese allgemeine Betrachtung habe ich mir nur den Weg bahnen wollen, um einige dahin einschlagende Punkte, welche mir für die Gegenwart besondere Bedeutung zu haben scheinen, herauszuheben. Und daß ich nur Einzelnes heraushebe, findet, wie ich hoffe, seine Entschuldigung in der Breite und Fülle des Stoffes.

Drei Fragen scheinen mir in der Gegenwart eine nähere Erwägung zu verdienen: die, wie weit sich die Pflicht der Universitäten, wissenschaftliche Handreichung zu leisten, erstreckt? die, wie weit wir dem Bildungsstand, der auf die Universität mitgebracht wird, Rechnung tragen dürfen, ohne aufzuhören Universität zu sein und in Gefahr zu kommen, Schule zu werden? die endlich, welcher Gebrauch von der akademischen Freiheit gemacht werden muß, damit man dieses edle Gut uns auch gönnt?

Die zwei ersten Punkte gehen, wie Sie sehen, uns, die Lehrer, an, der dritte bezieht sich auf Sie, meine Herrn Commilitonen.

Die erste Frage, die, wie weit sich die Pflicht der Universitäten, wissenschaftliche Handreichung zu leisten, erstreckt, ist heut zu Tage unseren Universitäten sehr nahe gelegt: denn die Nachfrage nach wissenschaftlichen Bildungsmitteln ist heut zu Tage größer als je. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher dieselbe nur von Solchen ausging, welche zum Dienst der Kirche oder des Staats oder der Schule oder für den ärztlichen Beruf sich bilden und vorbereiten wollten. Diese

Zeit ist längst vorüber: denn auch in jenen anderen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft ist ein mächtiger Bildungstrieb erwacht und wer wollte sich nicht darüber freuen? Und methodisch will man sich bilden. Man will theoretisch erlernen, was man bisher nur auf dem Weg der Praxis erlernte: denn man will sich Grund und Rechenhaft geben von dem, was man übt und treibt, und geht von der richtigen Einsicht aus, daß man seines Wissens nur dann gewiß wird, wenn man es auf dem Weg der Theorie in seiner Nothwendigkeit und Bedeutung erkannt hat. Wenn man aber für solche Forderung sein Auge zunächst auf die Universitäten richtet, so hat das seinen Grund darin, daß diese lange Zeit es ausschließlich waren, welche die Wissenschaft pflegten. Sie hatten, daß ich so sage, das Monopol der Wissenschaft, und es ist also eine Ehre, welche sie uns erweisen, wenn sie von uns zunächst Befriedigung ihrer Bedürfnisse begehren.

Sind die Universitäten in der Lage und sind sie verpflichtet, die geforderte Handreichung zu leisten? Das ist die Frage, welche uns jetzt beschäftigen soll.

Die Frage ist sehr ernster Erwägung werth: denn die Universitäten haben heut zu Tage mehr als je mit sich zu Rathe zu gehen, wie weit ihre Kräfte reichen, und haben sich vor Zerspaltung derselben zu hüten. Ihre Aufgabe ist an sich schon eine viel weitergehende, als die in den früheren Zeiten, das hängt mit der Erweiterung der Wissenschaften zusammen, mit der Zerlegung derselben in einzelne Disciplinen. Die frühere Zeit hatte alles compendiarischer behandelt, jetzt hat sich die Wissenschaft erweitert, man hat die Einsicht gewonnen, daß man mehr in's Einzelne gehen müsse, um der Sache auf den Grund zu kommen; daß man, um den Wissensstoff, der sich angesammelt hat, zu bewältigen, denselben theilen und jeden Theil gesondert behandeln müsse. Daher die Erscheinung, daß, was bisher ein Lehrer vertreten hat, in das theilen sich jetzt ihrer zwei, drei und vier. Wir sehen, die Universitäten haben mit dem Anbau und Ausbau der Wissenschaft jetzt ungleich mehr zu thun als früher, ihre Kräfte sind viel mehr in Anspruch genommen als früher, und ungleich höher sind, was damit in natürlichem Zusammenhang steht, auch die Ansprüche, welche an die materiellen Mittel der Universität ergehen.

So weit die Wissenschaft solche Forderungen stellt, müssen sie befriedigt werden, und wenn zu diesem Behuf eine Wissenschaft vor der anderen größere materielle Anforderungen stellt, die Vertreter der anderen Wissenschaften dürfen nicht scheel dazu sehen und müssen bereitwillig dazu mitwirken, daß der Staat die reicheren materiellen Mittel, welche nothwendig werden, nicht vorenthält. Nur den einen Vorbehalt wird man machen dürfen, daß, in so viele Disciplinen man auch die Wissenschaft zerlegt, man den Zusammenhang der einzelnen Disciplin mit dem Ganzen der Wissenschaft nicht übersieht; daß man nicht jedem Studirenden in seinem Fach Jedes, und ihm nicht die Erwerbung einer Wissensfülle zumuthet, der er sich in der ihm gesetzten Zeit nicht bemächtigen kann. Aber eben weil schon aus den genannten Ursachen sich die Aufgaben der Universitäten so sehr erweitert haben, ist die Frage sehr naheliegend, ob eine noch weitergehende Erweiterung derselben zulässig ist? Die Aufgabe, von der bis jetzt die Rede war, geht dahin, den Studirenden in das

Ganze der Wissenschaft, der er sich widmen soll, einzuführen, und die Arbeit gilt denen, welche sich für den Dienst der Kirche oder des Staats oder der Schule oder für den ärztlichen Beruf ausbilden wollen; und diese sollen zugleich in das Studium der allgemeinen Wissenschaften eingeführt werden, für die sie, wie jener glänzende Redner, dessen Hingang wir noch nicht verschmerzt haben, sich ausdrückte, „ein Interesse haben müssen, weil sie Menschen sind, deren sie aber auch nicht entbehren können, weil sie Diener des Staates werden wollen.“ Jetzt aber nehmen auch Solche unseren Dienst in Anspruch, welche nur in einem einzelnen Zweig der Wissenschaft sich ausbilden wollen, und dann in eine Lebenssphäre treten, die man im Unterschied von der gelehrten die praktische zu nennen pflegt. Nehmen wir Anstand, diesen Handreichung zu leisten, so fragen sie: warum wollt Ihr denn nur dem künftigen Diener des Staats, der Kirche, der Schule, der Gemeinde Handreichung leisten? Darin verrathet Ihr eben, daß Ihr am Alten hängen bleibt, das habt Ihr so überkommen von der früheren Zeit, und Ihr vergesst, daß in dieser früheren Zeit das Streben nach wissenschaftlicher Bildung in den anderen Kreisen noch nicht erwacht war. Nun es erwacht ist, ist es an Euch, es zu befriedigen, und wäre es Kastengeist und aristokratische Vornehmthuererei, wenn Ihr Euch dem Dienst der Anderen entziehen wolltet. Sind die Universitäten die Pfleger der Wissenschaft, so müssen sie allen wissenschaftlichen Bedürfnissen genügen.

Was haben wir darauf zu erwiedern? Es scheint, als haben die Universitäten die Forderung bereits anerkannt: denn sie haben bereits ihre Thore auch Anderen aufgethan. Der Pharmaceut gewinnt seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität, der künftige Fabrikant treibt auf ihr chemische und physikalische Studien, an einzelnen Universitäten sind Landwirthschaftliche Lehrstühle errichtet. Aber es geschieht ja wohl zu Zeiten, daß man ein Zugeständniß macht, ohne die Tragweite desselben zu erwägen, und daß diese erst später zum Bewußtsein kommt und man dann bedenklich wird. Und da ist nun unsere Zeit ganz geeignet, diese Tragweite uns zum Bewußtsein zu bringen: denn je mehr in unserer Zeit der Trieb nach wissenschaftlich theoretischer Bildung erwacht, desto mehr steht uns in Aussicht, daß die Ansprüche sich mehren. Ich belege diese Aussicht nur mit einem Beispiel. Jüngst erst wurde in einer viel gelesenen deutschen Zeitung die Forderung erhoben, die Universitäten sollten auch für Vorträge über Geschichte der Handelswissenschaft sorgen, damit der angehende Kaufmann sich auf ihr theoretisch heranzubilden könne. Also auch den Kaufleuten sollen die Universitäten dienen!

Ich meinerseits bekenne, daß diese in Aussicht stehende Mehrung der Anforderung mich bedenklich gemacht hat.

Aber was ist darauf zu erwiedern? Hätte ich nichts anderes darauf zu sagen, als daß zu diesem Behuf eine Bervielfältigung der Lehrkräfte erforderlich wäre, welche kaum die reichste Universität bewältigen könnte, so hätte ich die Gegenrede zu befürchten: nun, wenn dem so ist, so müssen wir für unsere Bedürfnisse uns freilich nach anderen Lehranstalten umsehen, Ihr aber mögt aufhören, Euch fürderhin als die eigentlichen Inhaber der Wissenschaft zu betrachten, Ihr müßt Euch

vielmehr entschließen, die Anstalten, welche für unsere Bedürfnisse errichtet werden, als ebenbürtig mit Euren Hochschulen anzuerkennen.

Aufrichtig gesagt, das wollen wir nicht. Wir haben etwas von dem Stolz, den man uns nachsagt. Aber wollen wir den nicht fahren lassen, so müssen wir eine andere Antwort auf die Frage haben, warum wir jene Forderung nicht anerkennen. Wir antworten darauf so: die Universität dient und will dienen in erster Linie nur dem, der eine Vorbildung mitbringt, die ihn befähigt, das Ganze der Wissenschaft, der er sich widmet, zu umfassen; der des Willens ist, sich deselbigen zu bemächtigen und der zugleich mit dem Fachstudium, das er ergreift, auch die allgemeine Bildung sich aneignen will, zu der die Universität ihm die Mittel darreicht. Das ist keine Willkür, daß die Universitäten sich gerade diese Aufgabe stellen. Dieselbe ist tief begründet in dem Wesen der Universität selbst: denn das macht ihr Wesen aus, daß sie einen einzelnen Zweig der Wissenschaft immer in Zusammenhang mit dem Ganzen dieser Wissenschaft betreibt und die Einzelwissenschaft immer so, daß auf die Wurzel zurückgegangen wird, aus der sie empor sproßt.

Damit ist, wie ich glaube, eine sichere und feste Grenze gezogen, bis wie weit wir die Anforderungen, die an uns ergehen, als zulässige anzuerkennen haben.

Die Universitäten müssen die einzelnen Wissenschaften in ihrem ganzen Umfang vertreten. Sie müssen darum auch der Neigung der heutigen Wissenschaft, die einzelnen Theile gesondert zu cultiviren und, was bisher eine Disciplin compendiarisch zusammenfaßte, in mehrere Fächer zu zerlegen; gerecht werden. Aber was sie vortragen und was sie behandeln, es muß sich immer darstellen als ein Theil des Ganzen. Finden sich darunter Lehrgegenstände, welche von Solchen, die gerade für diese allein ein Interesse haben, genügt werden wollen, so soll die Universität diesen nicht neidisch oder vornehm die Nützung verwehren, ja die Universitäten können unter Umständen den Bedürfnissen Solcher entgegenkommen und sie zum Gebrauch derselben einladen. Allein ich bezeichne das als ein opus supererogationis, als einen freundlichen Dienst, den wir freiwillig leisten, und er darf nicht gefordert werden von dem Gesichtspunkt aus, daß die Universitäten Handreichung zu leisten haben jedem, der in irgend einem Zweig wissenschaftliche Ausbildung begehrt.

Die Vertreter dieser Forderungen erwiedern mir vielleicht: was es mit diesem Gesichtspunkt auf sich habe, das könnten sie auf sich beruhen lassen, in der Praxis hätte ich ja doch ihren Forderungen genügt. Wir wollen uns freuen, wenn sie es zufrieden sind, denn wir dienen ihnen ja gern. Aber damit sie nicht mit falschen Erwartungen zu uns kommen, heben wir doch das Eine noch hervor: mit der eben bezeichneten Aufgabe, welche dem Universitätslehrer gestellt ist, hängt es eng zusammen, daß er voraussetzt, er habe es mit Solchen zu thun, welche fähig sind, den einzelnen Zweig im Zusammenhang mit dem Ganzen zu erfassen, und welche jene allgemeine Bildung sich aneignen wollen, welche die Universitäten erzielen. Die nun, welche nicht unter diese Zahl gehören, mögen zusehen, wie viel sie aus solchen Vorträgen Nutzen ziehen können. Wir halten als an einer Lebensbedingung an diesem Standpunkt fest: denn gäben wir in diesem Punkte nach, trügen wir etwa der

geringeren Bildung Solcher Rechnung, so hätte die Universität ihren Charakter verloren, und wäre sie zur Schule herabgesunken. Das will vor allem in der Zeit erwogen sein, in der wir leben, in der Zeit, die so vielfach auf das handwerksmäßig Praktische gerichtet ist und so schnell als möglich das Erlernte praktisch verwerthen will.

Sie werden sagen, meine Herren, daß ich damit nichts Neues sage, drückt sich das, was ich sage und fordere, doch schon in den geringeren academischen Rechten aus, welche man Solchen zugesteht, die gleichsam nur Gastweise die Universität besuchen. Aber daß ich nichts Neues sage, gereicht mir nicht zur Unehre, wohl aber den Universitäten zum Ruhm: denn es beweist, daß dieselben alle Zeit ein richtiges Verständniß ihrer Aufgabe sich bewahrt haben, so daß man auf diese sich nur zu besinnen braucht, um die rechte Stellung zu finden, welche man zu neu auftauchenden Forderungen der Zeit zu nehmen hat. Und nichts weiter wollte ich leisten, als daran zu erinnern.

Ich habe die Forderung gestellt, daß, wie viel man auch denen dient, welche eines einzelnen Zweigs einer Wissenschaft sich bemächtigen wollen, man dabei immer von der Annahme ausgehe, man habe es mit Solchen zu thun, welche fähig sind, den einzelnen Zweig im Zusammenhang mit dem Ganzen zu erfassen, unbekümmert, ob diese Voraussetzung zutrifft oder nicht. Das leitet mich über zu dem zweiten Punkte, zu der Frage, wie weit wir überhaupt dem Bildungsstand, der auf Universitäten mitgebracht wird, Rechnung tragen dürfen.

Ich brauche kaum zu sagen, warum ich diese Frage aufwerfe. Gehört es doch zu den beliebtesten immer wiederkehrenden Vorwürfen, welche man den Universitäten macht, fast könnte ich sagen zu den durch Gewohnheit wie festgestellten Vorwürfen, daß wir, wie man sich ausdrückt, über die Köpfe weg dociren. Und das soll seinen Grund darin haben, daß wir unsere Vorträge nicht genugsam nach dem jeweiligen Bildungsgrad unserer Zuhörer einrichten. Der, sagen sie, kann wenigstens in verschiedenen Zeiten ein verschiedener sein, und daß Ihr diesem Umstand nicht Rechnung tragt, läßt sich daraus beweisen, daß Euere Vorträge, und wenn man auf Jahrzehnte zurückgeht, immer von den gleichen Voraussetzungen ausgehen.

Lassen wir diese Vorwürfe fürs Erste auf sich beruhen und bringen wir uns erst ganz im Allgemeinen zum Bewußtsein, welches denn die Aufgabe des Universitätslehrers ist? ↓

Er soll seine Zuhörer in eine Wissenschaft einführen, deren sie in der Regel noch ganz unkundig sind. Ich sage in eine Wissenschaft, und wer etwas von Wissenschaft versteht, der weiß, daß dies kein fertig Ding ist, und daß der aufhörte, ein Mann der Wissenschaft zu sein, der seine vermeintliche Wissenschaft als eine solche behandelte, mit der er abgeschlossen, die er fertig inne hat. Ich brauche mich nicht zu scheuen, auf die Wissenschaft anzuwenden, was der Apostel Paulus vom Glauben sagt: nicht daß ich es schon ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte. Die Wissenschaft ist in steter Entwicklung begriffen. Sie ist ein Born, den man nie ausschöpft, hat man ein Geheimniß ergründet, so sieht man sich vor ein anderes gestellt, und so tief

man auch in die Wissenschaft eindringt, immer thut sich wieder ein neuer Schacht auf, den man zu begehren hat.

Freilich gibt es in jeder Wissenschaft auch fertige Kenntnisse, sprachliche, technische oder welcher Art sie sein mögen, die mitgetheilt und angeeignet werden müssen. Und freilich, wenn man von diesen auch in gewissem Sinne sagen kann, daß sie das Untergeordnete an der Sache seien, so müßte man doch den Lehrer des Leichtsinns oder falscher Vornehmheit anklagen, der sich der Mühe überheben wollte, sie sorgsam mitzutheilen: denn sie bilden immerhin die Basis seiner Wissenschaft. Mein sein eigentlich Geschäft geht erst an, wenn er diese mitgetheilt hat, und das besteht darin, daß er in die Genesis seiner Wissenschaft einführt, daß er sie gleichsam vor dem Geist der Zuhörer wie neu entstehen läßt, daß er diese mit dem gegenwärtigen Stand derselben bekannt macht, und neben dem, was man weiß und ergriffen hat, das nicht verschweigt, sondern sorgsam hervorhebt, was man noch zu erjagen hat. Das Alles kann er nur, wenn er dieses Suchen, Forschen und Ergründen, das der Wissenschaft eigen ist, zu seinem eigenen Geschäft und seiner eigenen Lebensaufgabe gemacht hat. Der gegenwärtige Stand der Wissenschaft muß der Stand seines eigenen Wissens und Strebens sein, und damit eben hängt es zusammen, daß der Universitätslehrer mit innerer Nothwendigkeit nicht nur Lehrer, sondern zugleich auch Pfleger und Förderer der Wissenschaft ist.

Sehr eigenthümlich ist also die Aufgabe des Universitätslehrers. Er soll lehren, aber sein Lehren ist zugleich ein Suchen und ein Forschen. Er lehrt, indem er die Wissenschaft seinen Zuhörern vorführt, sie abhört, sich mit ihr abringt. Er läßt seine Zuhörer Zeugen sein seines Ringens mit der Wissenschaft, daß diese ihm die noch ungelösten Fragen beantworte. Daß aber dem Universitätslehrer gerade diese Aufgabe gestellt ist, liegt in der Sache mit der er es zu thun hat. Wissenschaft kann nicht anders gelehrt werden als so, daß man den, der sie erlernen will, mitten hineinstellt in die Fragen, die man im gegenwärtigen Augenblick an sie stellt.

Verhält es sich so mit dem Lehrberuf des Academikers, so ergeben sich daraus von selbst die Voraussetzungen, von denen wir bei unseren Zuhörern ausgehen müssen. Diese müssen fähig und gewillt sein, dem Lehrer nachzudenken, sie dürfen nicht nur lernend aufnehmen wollen, sie müssen den ganzen Gedankenprozeß der Wissenschaft in sich durchmachen und in die Interessen der Wissenschaft einzugehen geneigt, befähigt und entschlossen sein.

Was sollen nun dieser so bezeichneten Aufgabe des Universitätslehrers gegenüber jene obigen Borwürfe? Wir müssen uns dieselben erst klarer zu machen suchen, bevor wir darauf antworten können. Das kann nicht damit gemeint sein, daß wir Lehrer an diesen Voraussetzungen uns nicht genügen lassen und etwa schon theilweise Kenntniß unserer Wissenschaft voraussetzen: denn das geschieht nicht. Auch das ist wohl nicht damit gemeint, daß wir es an der nöthigen Klarheit und Deutlichkeit fehlen lassen oder nicht in solcher Ordnung unsere Wissenschaft vortragen, daß sich ihre genetische Entwicklung klar zu Tag legt: denn freilich das Eine wie das Andere wäre ein Fehler,

und gewiß an diesem Ort liegen der Fehler viele. Denn das ist eben die höchste Kunst des Lehrers, daß er Schrittweise und faßlich einführt, und in demselben Maaße, als ein Lehrer nicht auf der höchsten Stufe der Vollendung steht, wird er Fehler machen. Nicht leicht wird Einer von uns sich von solchen Fehlern ganz frei sprechen wollen. Aber eben darum sind das keine Fehler, die man als habituelle bei allen Lehrern in gleichem Maaße vorhandene bezeichnen kann, und eben darum können diese auch nicht gemeint sein. Was ist denn aber gemeint? Ich weiß nur das Eine oder das Andere, oder beides zusammen. Man sagt etwa: wir wollten an Euren Vorträgen nichts aussetzen, wenn Eure Zuhörer in gleichem Maaße alle die Kenntnisse mitbrächten, welche Ihr für Eure Wissenschaft voraussetzt, und wenn sie Alle die geistige Reise und die wissenschaftliche Vorbildung mitbrächten, welche sie befähigte, dem Flug Eures Geistes zu folgen. Aber dem ist eben nicht so. Je nach den verschiedenen Zeiten sind die Lehranstalten, an denen sie vorgebildet werden, besser oder schlechter, und wenn zu allen Zeiten die Gaben verschieden ausgetheilt sind und neben den reich Begabten schwach Begabte sich finden, so können auch Zeiten eintreten, in denen die Durchschnittsbildung eine geringere ist, und daß Ihr dem Allem keine Rechnung tragt, ist unsere Klage.

Geht nun die Forderung dahin, daß wir dem Genannten Rechnung tragen sollen, so stellen wir ihr frank und frei ein non liquet entgegen, auf sie eingehen, hieße die Universität zur Schule machen. Ich sollte meinen, es wäre leicht das einleuchtend zu machen. Wollten wir nämlich auf die Forderung eingehen, so müßten wir einen Theil der Arbeit übernehmen, welche den Vorbildungsanstalten zufällt. Wer mag unbillig genug sein, das von uns zu fordern? Warum thun diese nicht, was ihres Amtes ist; warum lassen sie die zur Universität übergehen, welche sich nicht die genügenden Vorkenntnisse erworben haben; warum machen sie die, welche geistig zu niedrig begabt sind, nicht rechtzeitig darauf aufmerksam, daß sie einem anderen Beruf sich widmen sollen? Aber wir lehnen die Forderung nicht etwa nur von dem Gesichtspunkt aus ab, daß solche Arbeit nicht unseres Amtes ist, wir haben einen tieferen Grund zur Ablehnung derselben. Ihre Befriedigung auf der Universität ist schlechthin unverträglich mit unserer Aufgabe, und an dieser müssen wir doch um jeden Preis festhalten. Es gibt, wie wir bereits festgestellt haben, keine andere Weise, in die Wissenschaft einzuführen. Wir müssen also bei unseren Zuhörern voraussetzen, daß sie für diese Weise reif sind, und daß sie fähig sind, eine Wissenschaft in ihrem Grund und Zusammenhang zu begreifen. Wir wissen auch, daß sie es mit verschiedenem Erfolg thun werden, je nach ihrem Fleiß und ihrer Begabung, aber wie weit sie es darin bringen, muß ihnen überlassen bleiben, wir müssen so vortragen, daß wir auch denen genügen, welche Meister und selbständige Pfleger und Förderer der Wissenschaft werden wollen. Wo sie dem nicht folgen zu können bekennen, da haben sie damit das Bekenntniß abgelegt, daß sie ihren Beruf verkannt haben.

Mit dieser Aufgabe läßt sich auch nicht die andere verbinden, daß wir unseren Zuhörern Gelegenheit geben zur Nachholung der Kenntnisse, welche sie eigentlich schon mitbringen sollten. Diese Verbindung von Schule und Universität ist an sich unmöglich, es steht ihr aber auch noch das ent-

gegen, daß wir damit unseren Vorträgen den Reiz nähmen, den sie haben können und haben sollen. Und dafür berufe ich mich auf Sie, meine Herrn Commilitonen. Gewiß Sie werden es mir selbst bezeugen, daß Sie sich leicht verlezt fühlen, wenn Sie inne werden, daß wir Ihre Kenntnisse oder vollends Ihre Fassungsgabe zu niedrig anschlagen; daß Sie sich unangenehm berührt fühlen, wo es Ihnen den Eindruck macht, daß man das Tiefere und Schwerere Ihnen vorenthält, als fehle Ihnen die nöthige Reife dafür und das Vermögen, es zu fassen und zu würdigen: denn Sie fühlen richtig, daß man Ihnen damit das vorenthält, was geeignet ist, Sie auf den Standpunkt zu stellen, auf dem die Wissenschaft in der Gegenwart steht. Und das hat ja gerade einen Reiz für den denkenden und strebenden Kopf, daß er einen Einblick in die noch unergründeten Tiefen seiner Wissenschaft gewinnt. Lehren wir recht, so machen wir unsere Zuhörer zu Genossen unseres Forschens und Strebens, und ziehen wir sie mit herein in unsere Interessen, welche die Interessen der Wissenschaft sind, wir denken, arbeiten, ringen gleichsam mit ihnen. Diese Ehre ihnen anzuthun, sind wir ihnen schuldig, dadurch fühlen sie sich gehoben und darin liegt ein Sporn für sie, sich auch an das Höchste und Tiefste zu wagen. Damit ist aber unverträglich, daß wir sie zugleich als Solche behandeln, welche noch der Schulbank ihren Tribut zu zollen haben.

Ich fürchte nicht meine Herrn Commilitonen, damit einen unzeitigen Stolz in Ihnen zu wecken, und Sie auf eine Höhe hinauf zu schrauben, auf der Sie in Wirklichkeit nicht stehen. Stolz dürfen Sie sein und sollen Sie sein, stolz darauf, daß Sie Jünger der Wissenschaft sind. Als solche erfahren Sie aber auch sogleich bei Ihrem Eintritt in diese Würde, daß die Wissenschaft Sie zum Höchsten einladet und die höchste Kraft voraussetzt und in Anspruch nimmt, das macht Sie zugleich demüthig. Indem ich zu solchem Stolz, der mit Demuth gepaart ist, Sie berechtige, führe ich Sie in keine Versuchung.

Ich fürchte auch nicht, daß Sie mich so mißverstehen, als ob ich jene Kenntnisse, von denen ich sage, daß wir es nicht für unsere Aufgabe halten, sie Ihnen erst beizubringen, gering achtete und Sie dazu verleiten wollte, sich über den Entgang derselben zu trösten. Ich bin vielmehr der guten Zuversicht, daß in dem Maaße, als Sie sich geehrt fühlen durch unser Vertrauen, Sie, wohl wissend daß Sie sonst unserem Vertrauen nicht entsprechen könnten, bemüht sein werden, die Lücken auszufüllen, welche Sie etwa noch mitbringen. Und da spreche ich wohl nur ein öffentliches Geheimniß aus, wenn ich verrathe, daß deren nur Wenige sein werden, welche nicht solche Lücken haben. Diese auszufüllen, werden Sie in dem Maaße eilen, als Sie inne werden, daß Ihnen, so lange dieselben bleiben, die Basis für Ihre Wissenschaft fehlt. Uebrigens sind auch wir nicht so rigoros, daß wir zur Ausfüllung dieser Lücken gar nicht die Hand böten, finden sich doch sogar in einzelnen Fakultäten ausdrücklich Anstalten zu diesem Endzweck. Allein das ist nur eine Condescendenz, welche wir neben unserem academischen Beruf üben, die wir ausdrücklich nur denen angedeihen lassen, welche solcher Nachhülfe bedürfen, und die wir darum in unseren Vorträgen nicht so walten lassen dürfen,

daß es schiene, als gingen wir von der Voraussetzung aus, daß diese Sünden sich bei Allen finden, und daß die Meinung entstünde, als rechneten wir das zur Aufgabe unseres academischen Berufs.

Vor zwei Anforderungen habe ich uns, die Lehrer, zu wahren gesucht. Ein Punkt liegt mir noch auf dem Herzen, der Sie angeht, meine Herrn Commilitonen, er betrifft das Gut, auf das Sie, und mit Recht, einen sehr großen Werth legen, die academische Freiheit, und ich möchte noch in Kürze ein Paar Worte über den Gebrauch sagen, der von ihr zu machen ist, damit man dieses edle Gut Ihnen auch gönnt.

Was academische Freiheit sei, mit dieser Frage halte ich mich nicht auf. Ich erachte sie für ausreichend beantwortet durch Einen meiner Vorgänger in diesem Amt. „Das Wesen der academischen Freiheit, sagt er, besteht darin, daß die Erfüllung der academischen Pflichten des Lehrens und Lernens ohne beengende Ueberwachung dem Gewissen der Einzelnen anheingestellt ist.“ Hier ist von der academischen Freiheit der Lehrer wie der Lernenden die Rede, ich habe nur die letztere im Auge. Sie, meine Herrn Commilitonen, erfreuen sich auf unserer Hochschule dieses Gutes im umfassendsten Sinn, und wäre Ihnen ein Einblick in die Akten unserer Hochschule gestattet, so erführen Sie daraus, daß wir, die Lehrer, einen guten Theil Verdienst daran haben, daß Sie dieses Gut in so umfassendem Sinne besitzen. In Wahrheit kann Ihnen auch dieses Gut nicht theurer sein als es uns ist. Es ist unser eigenes hohes Interesse, daß Sie volle academische Freiheit haben, gleichsehr, weil dieselbe eine Lebensbedingung für Ihre geistige Entwicklung ist, als weil nur unter dieser Voraussetzung unsere Wirksamkeit eine gedeihliche wird. Auf der Universität sollen Sie sich nicht nur zum Gelehrten oder zum Diener des Staats oder der Kirche oder der Gemeinde heranbilden, Sie sollen auf ihr auch heranreifen zum Mann. Nach zwei Seiten hin sind Sie innerlich in Anspruch genommen, nach Seite des Charakters und nach Seite des Wissens. Sie alle werden von inneren Kämpfen zu erzählen haben, welche Sie durchzumachen hatten, bis Sie Ihre innere Stellung zum Leben gewonnen. Da müssen Sie frei schalten können über Ihre Zeit und dürfen Ihnen nicht Vorschriften gegeben werden, welche Sie an die Stunde binden. Sie sollen innerlich frei eingehen in die Gegenstände des Wissens, welche wir Ihnen vortragen. Da handelten wir gegen unser eigenes Interesse, wenn wir Ihnen das freudige Eingehen durch irgend einen Zwang trüben wollten, könnten wir doch gerade dadurch den Widerwillen gegen die Sache hervorrufen, der so leicht da entsteht, wo man äußerlich genöthigt das thun soll, was man ohne Zwang vielleicht gern gethan hätte.

Die ganze volle academische Freiheit sollen Sie haben. Wenn aber diese academische Freiheit so sehr eine Grundbedingung ist für die Entwicklung Ihres Geistes und Charakters, wie kommt es doch, daß dieses Gut in den außerhalb der Universität liegenden Kreisen so vielfach angefochten wird? Sollen wir das aus dem Neid erklären? Denn freilich Sie haben daran ein Gut, das Sie mit keinem Stand in der menschlichen Gesellschaft zu theilen haben, und das erzeugt freilich die Versuchung zum Neid. Oder sollen wir die Erklärung darin suchen, daß man es sich nicht klar genug

macht, wie diese Freiheit für Sie gerade eine Lebensbedingung ist? Darin würde ich die Erklärung am liebsten suchen, wenn die Anfeindung nicht auch von Solchen ausginge, welche selbst die Universität durchgemacht haben. Sollen wir annehmen, daß die Mühseligkeiten des späteren Lebens, die eigene gebundene Stellung, unter der diese seufzen, aus ihrem Gedächtniß ausgelöscht hat, wie viel dieses Gut seiner Zeit ihnen selbst werth war und für wie nothwendig sie es damals erachteten? Es mag bei Manchen zutreffen, gewiß nicht bei Allen.

Meine Herrn Commilitonen! gestatten Sie mir, ein offenes wohlgemeintes Wort der Mahnung in eine Frage zu kleiden! Kann der Grund nicht auch darin liegen, daß man Klage zu führen hat über den Gebrauch, den man auf Universitäten von der academischen Freiheit gemacht hat oder noch macht?

Ich beantworte diese Frage nicht, ich lege sie Ihnen zu Beantwortung vor, und eile mit folgender Betrachtung zum Schluß meiner Rede.

In jedem Gut liegt eine Versuchung, nicht gering ist die, welche die academische Freiheit bietet. Während wir Ihnen dieselbe gewähren, und, wo sie, angefochten würde mit allen Kräften für dieselbe eintreten würden, können Sie, und wir können es nicht hindern, Ihre Zeit statt dem Studium und der Vorbildung für Amt und Leben dem fröhlichen Genuß widmen. Ich schließe diesen wahrhaftig nicht aus, ja ich gestehe Ihnen gern ein größeres Maas zu, als uns, den Aelteren, zugemessen ist. Und ich gehe noch weiter, ein Arbeitsleben, wie wir Männer zumeist in unseren Beruf es führen müssen, hielte ich nicht einmal zuträglich für Sie. Sie sollen sich ja nicht nur fürs Amt oder die Wissenschaft bilden, sondern auch fürs Leben. Wie viel dazu der rege Verkehr mit den Altersgenossen beiträgt, weiß ich aus eigener Erfahrung, und auch, daß dieser Zeit kostet. Und auch das weiß ich, daß im Leben eines jungen Mannes Zeiten eintreten können, in denen ein Zurückziehen von der Arbeit unabweisliches Bedürfniß für ihn wird und eine Stärkung werden kann für verdoppelte Arbeit. Aber das Alles kann bestehen neben treuer Erfüllung der academischen Pflichten und ist damit wohl verträglich. Was nicht damit bestehen kann, das ist das bequeme gemächliche Dahinleben. Man braucht nicht absoluter Unthätigkeit sich hinzugeben, man braucht nicht aufzugehen in den Genüssen des gesellschaftlichen Lebens und macht doch einen falschen unverantwortlichen Gebrauch von seiner academischen Freiheit.

Wer von Ihnen dieser Versuchung unterläge, wir könnten ihn nicht daran hindern, ihn schützte vor äußerlichem Eingreifen seine academische Freiheit. Aber wer wollte läugnen, daß er einen argen Mißbrauch mit ihr triebe?

Unheilvoll für ihn zu jeder Zeit, unheilvoll vor allem in unserer Zeit. Unsere Zeit ist eine arbeitsvolle wie nie eine zuvor. Und früh fängt man mit der Arbeit an. Sehen Sie sich um in allen anderen Ständen! Ueberall begegnen Sie einer rastlos arbeitenden Jugend. Sollten Sie allein das Privilegium haben, Ihre Jugendzeit in bequemem Genuß hinbringen zu dürfen, ohne fürchten zu müssen,

daß es sich im späteren Leben an Ihnen räche? Sollten Sie allein wie spielend erreichen können, wofür die Jugend aller anderen Stände ihre ganze Kraft einsetzt? Ganz das Gegentheil! Und wenn Sie auch nur in der Wissenschaft, der Sie sich widmen, Ihren Mann stellen wollen, müssen Sie heut zu Tage mehr Kraft daran setzen, weil die Wissenschaft hochgesteigerte Anforderungen stellt. Aber Sie haben ja Ihre Aufgabe noch lange nicht erfüllt, wenn Sie so viel Wissen sich erworben haben, als etwa ausreicht, um im Einzelberuf eine leidlich gedeihliche Wirksamkeit auszuüben. Jene allgemeine Bildung sollen Sie sich aneignen, welche Ihnen eine geistige Ueberlegenheit über die giebt, welche solcher Bildung nicht theilhaftig geworden sind. Darauf legen es ja die Universitäten an, und darin erblicken sie den Vorzug vor allen anderen Bildungsanstalten. Es hat nun Zeiten gegeben, in denen es gerade nicht sonderlich schwer wurde, eine gewisse geistige Ueberlegenheit sich anzueignen. Das waren die Zeiten, in welchen in den anderen Ständen die Bildung, welche gereicht wurde, nicht über das Handwerk hinaus hob. Diese Zeiten sind vorüber: denn jenen anderen Ständen werden heut zu Tage viel reichere Bildungsmittel dargeboten. Und Ihnen stellt sich jetzt eine aus anderen Bildungsanstalten hervorgegangene Jugend gegenüber, und rivalisirt mit Ihnen, eine Jugend, welche nichts weniger als geneigt ist, Ihnen den Vorzug höherer Bildung, welche Sie in Anspruch nehmen, so ohne weiters zuzugestehen, eine Jugend zugleich, welche auf dem Gebiet, auf dem Sie als Rivalen mit ihr zumeist zusammentreffen werden, auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens, ohnehin das vor Ihnen voraus hat, daß sie über die Fragen, welche auf diesem Gebiet zu lösen sind, besser orientirt ist: denn das liegt ja in der Natur der beiden Gattungen von Lehranstalten, daß die eine mehr unmittelbar auf das Leben vorbereitet, während die andere ihr Absehen darauf richtet, den Geist so zu bilden, daß, wenn der Eintritt in das praktische Leben erfolgt, es diesem leicht wird, sich in die praktischen Fragen zu finden und sie mit größerer Sicherheit zu lösen.

So stünden wir also jetzt gerade in dem Zeitpunkt, in dem unsererseits der Beweis zu liefern ist, daß mit den Mitteln, welche auf Universitäten dargereicht werden, eine Bildung erzielt wird, welche geistig überlegen macht, ein Zeitpunkt, entscheidend vielleicht für das ganze künftige Geschick der Universitäten. Können diese den Beweis nicht führen, so sind sie geradehin in Frage gestellt, und sinken sie herab zu Anstalten, welche eben nur für den Sonderberuf vorbereiten.

Wie anders aber könnten wir den Beweis führen, als durch Sie, meine Herrn Commilitonen? Sie müssen der sprechende Beweis dafür sein.

Sie sehen: wenn Sie in dem Wettkampfe den Kürzeren zögen, es träfe der Nachtheil nicht Ihre Person allein, Sie gefährdeten damit auch, wenn nicht gar die Existenz, so doch die Reputation der Universitäten.

Sie sehen, meine Herrn Commilitonen, welche schwere Verantwortung auf Ihnen lastet. Und der heutige Tag möchte wohl dazu angethan sein, an diesen Sie mit Ernst und Nachdruck zu erinnern. Wir feiern heute den 125sten Geburtstag unserer Universität, und auf diesen ist der Amtsantritt des Prorektors verlegt, damit dieser dem für uns so wichtigen Tag die Ehre gebe.

Wir sind eine junge Universität im Vergleich mit vielen anderen. Sollten wir schon an ihr Ende oder den Untergang ihres Sternes denken müssen? Das sei ferne! Wir wollen die festtägige Stimmung uns durch solche Gedanken nicht trüben lassen, aber eingedenk wollen wir sein und daran mahnen wollen wir uns lassen, daß Erhaltung und Flor der Universität in unseren Händen liegt. Uns erhalten und schützen keine Privilegien und keine äußere Macht, wir müssen es thun, wir die Lehrer, Sie die Commilitonen. Wir die Lehrer, indem wir die Fahne der freien Wissenschaft hoch halten, Sie die Commilitonen, indem Sie dieser Fahne mit voller Hingebung folgen. Reichen wir in dieser Erkenntniß uns die Hände zu gemeinsamem Ringen und Streben, beginnen wir mit solchen Entschlüssen aufs Neue unser Tagewerk! Dann wird der Segen Gottes uns nicht fehlen, denn es ist auch eine Seiner Verheißungen, daß Er treuer Arbeit den Segen nicht vorenthalten will. Ihm, dem Geber alles Guten, befehlen wir uns und unsere Universität!

